Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 18. 12. 1938 | Nr. 51

Dr. B. Bibl:

Die gute alte Zeit.

In der Wiener „Neuen Freien Presse“ beantwortet der Wiener Universitätsprofessor Dr. B. Bibl die uralte Frage, ob es jemals eine „gute alte Zeit“ gegeben habe, mit folgenden historischen Ausführungen:

Eine lustige Geschichte weiß uns von einem Museumsbesucher zu erzählen, der beim Anblick von Folterwerkzeugen ganz entsetzt ausrief: „Himmel, was sind das für schreckliche Marterinstrumente!“ und auf seine Frage: „Wie alt sind denn die?“ vom Museumsdiener belehrt wird: „Oh, die sind sehr alt — die stammen noch aus der guten alten Zeit!“ Doch nun im Ernst die Frage: Hat es überhaupt je eine solche gute alte Zeit gegeben, von der so oft gesprochen wird? Namentlich von bejahrten Leuten, die mit Vorliebe behaupten, in ihrer Jugend sei die Sittenlosigkeit nicht so arg wie heute, die Kuchen und Würste seien damals besser und auch der Frühling schöner gewesen. Aber auch ein Schiller konnte sagen: „Liebe Freunde, es gab schönre Zeiten als die unsern — das ist nicht zu streiten, und ein edler Volk hat einst gelebt“, womit er gleich vielen anderen seiner Zeitgenossen die alten Griechen meinte. Um dieselbe Zeit regte sich auch bei den Romantikern die Schwärmerei für die herrlichen Gestalten des deutschen Mittelalters, die alle in idealer Verklärung erschienen.

Man sollte meinen, daß der uralte, im Menschen schlummernde Sehnsuchtstraum nach einer besseren Zeit nach rückwärts, in das verlorene Paradies verlegt wurde. Dem kritisch nachprüfenden Historiker aber wird es schwer fallen, eine solche goldene Zeit in der Vergangenheit zu entdecken — wenigstens nicht für das uns am nächsten liegende deutsche Volk. Daß es nicht die Nachkriegszeit war, das braucht wohl nicht erst gesagt zu werden — der Titel des seinerzeit vielbesprochenen Buches Spenglers „Untergang des Abendlandes“ besagt schon alles. Aber auch nicht die Epoche unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges. Schon aus dem Versprechen Kaiser Wilhelms II., Deutschland „herrlichen Zeiten“ entgegenführen zu wollen, könnte gefolgert werden, daß sie damals nicht bestanden haben. Doch wir wollen ein anderes Zeugnis aus der Fülle zeitgenössischer Urteile herausgreifen: Langbehn, den Verfasser des bekannten Werkes „Rembrandt als Erzieher“. Dieser schreibt 1896: „Das heutige Deutschland ist, wie jeder nur halbwegs scharfe Beobachter weiß, einer täglich zunehmenden inneren Fäulnis verfallen.“ Und zehn Jahre darauf findet er, daß das Kulturniveau bedenklich sinke, Üppigkeit die Geisteskraft ersticke und die deutschen Fürsten Gottes Strafgericht treffen werde; „der Henker — der Sozialist — wartet ja schon“.

Gewiß, Entartungserscheinungen einer „Epigonenzeit“ — aber auch in den ersten Jahren nach der Errichtung des Bismarckschen Reiches, nach den unerhörten Erfolgen der deutschen Waffen, herrscht alles eher denn Jubelstimmung. So schreibt die „Evangelische Kirchenzeitung“ vom 17. Februar 1872 vielsagend: „Angesichts der glänzenden Kriegserfolge der beiden vorigen Jahre und angesichts der nach wie vor unverwandelten, ja in zunehmender Weise gefahrdrohenden inneren Verhältnisse, angesichts des sittlich-religiösen und darum alles Bestehende erschütternden Auflösungsprozesses der Gegenwart habe ich die Fühlung mit der Geschichte verloren.“ Und am 24. Juli desselben Jahres heißt es ebendort: „Es ist gewiß und in unzähligen Symptomen tritt es zutage: tief in den Eingeweiden der modernen Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts wohnt die Müdigkeit und Abgespanntheit, und diese erzeugt jene pessimistische Anschauung vom Leben . . .“ Im gleichen Jahre schrieb auch einer der Hauptvertreter dieses in Deutschland herrschenden Pessimismus, Friedrich Nietzsche: „Im lieben, niederträchtigen Deutschland liegt jetzt die Bildung so verkommen auf der Straße, regiert die Scheelsucht auf alles Große so schamlos und tönt der allgemeine Tumult der zum „Glücke“ Rennenden so ohrenbetäubend, daß man einen starken Glauben fast im Sinne des „credo quia absurdum est“ haben muß, um hier auf eine werdende Kultur noch hoffen zu können.“ Aber auch Heinrich von Treitschke, der mit seinen starken geistigen Waffen für das Bismarcksche Klein-Deutschland gekämpft hatte, äußert sich 1879 scharf: „Es ist kein erfreuliches Bild, das unser deutsches Leben heute bietet. So viel Verwirrung und Verstimmung in einem Volke, das so viel Grund zur Dankbarkeit und Ehrfurcht hätte. Aber wir werden diese häßliche Zeit überstehen. Wenn ich denke, wie es in Deutschland aussah, als ich jung war, wie wir ohne Bitterkeit kein Wort von unserem Vaterland reden konnten, so müßte ich mich schämen, wollte ich heute entmutigt oder verbittert werden.“

In der Tat, das Deutschland, in welchem die Kämpfer für ein Groß-Preußen und ein Deutsches Reich jung gewesen, muß nach den uns vorliegenden Zeitstimmen nicht gut ausgesehen haben. General v. Gerlach wirft in seinem Tagebuch vom 26. Oktober 1851 die Frage auf: „Ob nicht Hengstenberg doch am Ende recht habe, daß das tausendjährige Reich jetzt zu Ende gegangen und der Teufel wieder losgelassen sei.“ Fünf Jahre vorher (1846) spricht der Germanist Lachmann verächtlich von der „gegenwärtigen Zeit der materiellen Interessen“. Im Österreich des „Vormärz“ mit seiner vielgepriesenen Geisteskultur und seinen nicht weniger berühmten „Backhendeln“ muß es, wie schon der Name „Vormärz“, also die Zeit vor Ausbruch der Märzrevolution, besagt, auch nicht besser ausgesehen haben. In einem Polizeibericht vom Jahre 1841 wird offen erklärt, daß es „keine schrecklichere Zeitperiode seit Menschengedenken gegeben“ habe. Und auch unter Kaiser Franz, der Blütezeit des „Biedermeier“, kann es nicht viel besser gewesen sein. Es wird erzählt, daß der „allgeliebte“ Monarch bei einem Besuch des Narrenturms an einen Kranken geriet, der ganz gottsjämmerlich über die Regierung schimpfte und auch den Kaiser nicht verschonte, so daß dieser etwas betroffen zu seinem Begleiter gesagt habe: „Schaun S' doher, der kennt mi!“ Aber daß es nicht nur Narren waren, die ihrem Mißmut, wenn auch nicht so laut und offen, Ausdruck verliehen, das bezeugen die vielen uns überlieferten Äußerungen unseres schwer verbitterten Dichters Franz Grillparzer. Johann Nestroy traf wohl das Richtige, wenn er, auf die vielberufene Wiener Gemütlichkeit anspielend, in seiner Posse „Unverhofft“ bemerkt: „Nur ein geistloser Mensch kann den Harm übersehen, der überall durch unsere fadenscheinige Gemütlichkeit leuchtet.“

Man mag da vielleicht einwenden, daß es sich hier um das durch sein „Raunzertum“ sprichwörtlich gewordene Österreich handelt. Doch auch „draußen im Reich“ sah es nicht glänzender aus. „Goethe“, so bezeugt uns 1832 Meister Leopold Ranke, „sagte vor seinem Ende, es scheine sich ein Krieg vorzubereiten, wie der Dreißigjährige gewesen; in vielen Zeitgenossen setzte sich eine ähnliche Meinung fest; Niebuhr starb, indem er einen Wiedereintritt der Jahrhunderte der Barbarei vorherzusehen glaubte.“ Einige Jahre vorher (1825) hatte Goethe selber über den geistigen Niedergang seiner Zeit geklagt: „Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Menschheit bewundert und wonach jeder strebt. Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leicht fassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten

An Sich.

Sei dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren!
Weich keinem Glücke nicht! Steh höher als der Neid!
Vergnüge dich an dir, und acht es für kein Leid,
hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit
verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkoren.
Nimm dein Verhängnis an. Laß alles unbereut.
Tu, was getan muß sein, und eh' man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets
geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und
sein Glücke
ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an,
dies alles ist in dir! Laß deinen eitlen Wahn!
Und eh du förder gehst, so geh in dich zurücke!
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
dem ist die weite Welt und alles untertan!

Paul Fleming
(* 1609 — † 1640

Von Pommerellen nach Indien.

Die Forschungsreisen des deutschen Zoologen Gerd Heinrich.

Im Jahre 1937 reiste der japanische Zoologieprofessor Uhida durch Europa, um seine wissenschaftlichen Freunde zu besuchen. Zu ihnen gehört auch Heinrich. Seit vielen Jahren tauschen die beiden Briefe, Zeitschriften und wissenschaftliche Materialien aus. Der Japaner ist ein zäher, zielstrebiger kleiner Mann. In Japan gibt er eine entomologische Zeitschrift heraus. Damit sie in einem möglichst großen Kreis von Fachleuten gelesen werden kann, erscheint sie, wie das vielfach, zum Teil auch in Polen, üblich ist, nicht nur in der Sprache seiner Nation, sondern auch in deutscher Sprache. Einen besonderen Übersetzer kann sich Professor Uhida aber nicht leisten. Er selbst spricht und schreibt deutsch, doch in den Formen des Barocks. Auch der deutsche Teil seiner Zeitschrift hat einen etwas barocken Stil. Indessen erfüllt er seinen internationalen Zweck.

Im Juni langte der japanische Professor auf der einsamen pommerellischen Eisenbahnhaltestelle an. Alles interessierte ihn, nicht nur die Fauna, auch die Landwirtschaft und die Ställe. Der Kutscher hatte viel Auskunft zu geben. Er hate es keineswegs leicht, denn er war mitunter nicht ganz davon zu überzeugen, daß der fremdländische Gast mit ihm deutsch sprach.

Die Unterhaltungen mit den drei Weltreisenden indessen wandten sich bald der bevorstehenden burmesischen Expedition zu. „Sie müssen diesmal unbedingt einen Abstecher nach Japan machen“, meinte Professor Uhida. „In Burma sind Sie auf halbem Wege. Sie hatten mir Ihren Besuch schon als Abschluß der Reise nach Celebes versprochen und sind nicht gekommen.“

Der Gastgeber machte eine Gebärde des Bedauerns. „Ich würde herzlich gern kommen, wäre auch schon 1932 gekommen, wenn es nach mir gegangen wäre. Als wir 1930 nach Celebes aufbrachen, schwelgte die Welt in der prosperity. Damals hatte ich fest vor, Sie in Japan zu besuchen und dann nach Newyork weiterzufahren, um Dr. Sanford von dem Erfolg der Expedition Bericht zu erstatten. Aber zwischen Beginn und Ende der Reise lag der schwarze Börsenfreitag und der Anfang der Katastrophe für die Weltwirtschaft. Die Nachrichten, die ich von Hause bekam, waren entmutigend. Ich war in Sorge um meinen Besitz. Deshalb kehrte ich auf dem schnellsten Wege heim. Diesmal aber fehlt es an den Devisen, und die sind leider unentbehrlich, wenn man ins Ausland reisen will. Ich muß die burmesische Reise selbst schon abkürzen, muß auf manches verzichten und sozusagen mit jedem Groschen rechnen. Es tut mir wirklich leid, Herr Professor, es geht auch diesmal nicht . . .“

*

Am 8. Juli 1937 wurde der schwere, achtsitzige amerikanische Stutzwagen, der mit einem zweirädrigen Anhänger mit auf der Reise nach Burma gehen sollte, marschbereit gemacht. Er hat die lange Expedition siegreich überwunden. Weniger glücklich war die Karosserie. Sie war nicht darauf eingerichtet, von Urwaldriesen gerammt zu werden, in Sümpfen stecken zu bleiben und auf Brücken durchzubrechen. Das bekam ihr nicht. Zunächst jedoch war auch der Motor dem Start nicht freundlich gesinnt. Er wollte nicht. Das wurde von den Pessimisten als düstere Vorbedeutung angesehen. Aber schließlich ging es doch. Der getreue zahme Halbwolf Prinz biß noch rasch, um bis zuletzt seine übernommenen Pflichten zu erfüllen, einem Fremden in den Arm, als der den Abreisenden die Hand zum Abschied reichen wollte. Prinz konnte das grundsätzlich nicht leiden, und er hatte eben feste Grundsätze.

Dann ging die Reise los, zunächst nach Berlin. Dort fanden die üblichen Abschiedsfeiern statt. Pressephotographen machten gelungene Aufnahmen, Journalisten gaben dazu ihre Kommentare, und die Zeitungen veröffentlichten beides. Eine Nichte des Forschers, die als Photographin mitgehen sollte, stieß als vierte zu den Stammreisenden. Es ging weiter nach Hamburg. Wieder Abschiedsfeiern, wieder wohlgelungene Aufnahmen, Interviews und Zeitungsberichte. In Hamburg schifften sich die vier auf dem Frachtdampfer „Liebenfels“ ein. Sie waren die einzigen Fahrgäste und reisten gut, gewissermaßen familiär. Anfang August waren sie in Port Said. Weiter ging die Fahrt durch den Suezkanal und durch den Indischen Ozean.

*

Am 31. August legte die „Liebenfels“ im Hafen von Rangoon, der Hauptstadt Burmas, an. Aber die Quarantänevorschriften und die unvermeidlichen, obwohl großzügig gehandhabten Formalitäten hinderten die Reisenden am sofortigen Verlassen des Schiffes.

Erwartungsvoll blickten die vier über die Reeling auf die große und schöne Stadt, die vor ihnen lag und die einen schmucken, man möchte sagen: einen einladend europäischen, doch mit orientalischen Vorzeichen versehenen Eindruck machte. Von Anfang an fiel ihnen ein sorgfältig gekleideter Herr auf, der ohne ersichtliches Ziel an der Kaimauer auf und ab schritt — auf und ab, stundenlang. Sie suchten das Rätsel zu lösen, was der elegante Herr wohl suchen möge. Niemand kam, ihn abzuholen.

Als indessen der Weg auf das burmesische Festland endlich frei war, fühlten sich die Ankömmlinge auf das angenehmste überrascht, als der scheinbar nutzlos wartende Herr auf sie zukam. Er grüßte mit chevaleresker Höflichkeit. Also sie selbst waren es, auf die er so geduldig gewartet hatte! Es war Mister Somerset Butler aus der berühmten schottischen Familie. Sein ältester Bruder hat den Pairssitz der Familie im englischen Oberhaus inne und ist einer der höchsten beamteten Würdenträger in den Vereinigten Königreichen, und sein Name wird viel genannt. Mister Butler war charmant. Die Damen bemühten sich, bezaubernd zu lächeln, denn sie hatten vorher gespottet und deshalb ein etwas schlechtes Gewissen. Mister Butler versieht in Rangoon neben seinen eigenen Geschäften das Amt eines Ehrenkonsuls der polnischen

begabt sind. Laßt uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden mit vielleicht wenigen die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt." Und in gleichem Sinne äußerte sich Jakob Burckhardt: „In früheren Zeiten war das Leben ein Dasein, heute ist es ein Geschäft." —

War nun die Zeit des jungen Goethe die „gute, alte Zeit"" Der andere Dichterheros, Friedrich Schiller, spricht in den „Räubern" zornvoll von dem „tintenklecksenden Säkulum" und geißelt in „Kabale und Liebe" die Zustände in der höheren Gesellschaft. Goethe selbst aber läßt seinen Hermann zur Dorothea sprechen: „Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde (Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreue plaget die Hausfrau) immer sie nötigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen."

Sah es so im Deutschland des „aufgeklärten" Absolutismus mit seiner Devise: „Alles für das Volk", im Deutschland des erstarkten Bürgertums und des Klassizismus aus, was soll man dann von den Zeiten des „höfischen" Absolutismus sagen, da Hof, Adel und Klerus miteinander wetteiferten, die niederen Klassen, den „Untertanen", zu drücken, da die hochgepriesene Kunst des „Barocks", die großartigen Kirchen, Schlösser und Paläste, nur dazu dienten, der ausgesogenen, mit Steuern überbürdeten und verelendeten Masse die Macht des Landesherrn, der Katholischen Kirche und der Aristokratie vorzugaukeln, und überdies „Krieg und Pestilenz" in Stadt und Land wüteten! Noch waren die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges mit seinen furchtbaren volkswirtschaftlichen und sittlichen Schäden nicht überwunden, nur etwas verdeckt. Allein von dem großen Kriege müssen die Zustände auch keine idealen gewesen sein. Eine Flugschrift aus dem Jahre 1589 klagt, daß die Kirchen unter dem gegenseitigen „Vermaledeien und Execrieren der Prädicanten" zu lauter Schandtempeln geworden seien. Dafür würden am meisten die Bierhäuser gesucht und nehme mit Untergang alles christlichen Wesens das viehische Saufen, Ehebruch, Gotteslästerung mit jeglichem Jahr zu". In dem Lehrgedicht Adam Schubarts vom Jahre 1565 „Der Hausteufel" wird dem Leser zu bedenken gegeben, „wie es jetzund stünd in der Welt — da jeder tracht nach Gut und Gelt — wie alle Tugent nemen ab — und Gott wenig rechte Christen hab".

Das fünfzehnte Jahrhundert, das letzte eines absterbenden Zeitalters, war von dem leidenschaftlichen Ruf nach „Reform an Haupt und Gliedern", in Kirche, Staat und Gesellschaft erfüllt, es war die Zeit der Bauernaufstände und der Raubritter. Das vierzehnte Jahrhundert mit seinem „schwarzen Tod", den Bußfahrten der „Flagellanten", erscheint nicht besser und auch in der eigentlichen Glanzzeit des Mittelalters erheben sich bedenkliche Stimmen. So behauptet gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts Hugo von Trimberg:

> Die Welt wird jetzt von Tag zu Tage
> Böser und toller, das ist meine Klage
> Die Kaufleut' führen schlimmen Wandel,
> Voll Trug und Falsch ist aller Handel,
> Die Mädchen schlechter Sitte walten,
> Bös Beispiel geben auch die Alten,
> Mägd' und Knechte sind nichtnutz,
> Die Kinder fürlaut und voll Trutz . . .

Ein anderer Sänger, Neidhart von Neuenthal, stellt im Jahre 1236 die betrübliche Tatsache fest, daß die Welt „sich verkeheet" und „falscher und schamloser" geworden sei. Ganz ähnlich äußert sich zur Zeit Friedrich Barbarossas der Dichter Heinrich von Veldecke: „Wer dies nun sieht und jenes sah, o weh, wie laut der klagen mag! Die Tugend will sich jetzt verkehren." Und so geht es weiter die ganzen Jahrhunderte hindurch — alle sind sie von der gleichen Untergangsstimmung beseelt, besonders an der Wende eines Jahrhunderts, wo man das Weltende erwartete. So herrschte, wie man weiß, um das Jahr 1000 eine ganz gewaltige Aufregung. Kaiser Karl der Große erklärt im Jahre 802, künftig nur reiche Leute zu Wahlboten ernennen zu wollen, die es nicht nötig hätten, zu stehlen. An seinem Hofe wird seine Nichte Gundrade gerühmt als die einzige Jungfrau, die den bösen Versuchungen widerstanden hätte. Und greift man noch weiter zurück, vernimmt man mit Schaudern, wie die westgotische Königstochter Brunhilde nach dem Urteil der fränkischen Großen an den Schweif eines wilden Rosses gebunden und zu Tode geschleift wird, weil sie nicht weniger als zehn Frankenkönige ermordet hatte.

Wie die Welt zur Zeit der sogenannten „Völkerwanderung" und des versinkenden Römerreiches ausgesehen hat, darüber ist ein großer Schleier gebreitet — aber so viel darf man doch wohl sagen, daß hier nicht die „gute alte Zeit" gesucht werden könne. Die alten Kirchenväter, voran Cyprian von Cartago im dritten Jahrhundert, hatten beständig den Untergang der Welt vor Augen.

Doch vielleicht finden wir sie im Klassischen Altertum? Im alten Rom bestimmt nicht, wenn wir hören, wie Horaz und Juvenal über den Verfall ihrer Zeit nichts Schlimmes genug zu sagen hatten. Wenden wir uns daher rasch zu den alten Griechen, die ja als das Ideal der Menschheit gepriesen wurden. Da fällt uns auf, daß Aristophanes in seinen Komödien, wie den „Wespen", den „Wolken" und „Rittern", die vergangene gute Zeit der Kämpfer von Marathon und Salamis preist — „glücklich waren, die damals mit den Vorfahren lebten". Doch schon ein Menschenalter vor Marathon, um 500, singt Theognis: „Die Hoffnung ist die einzige Gottheit, welche den Menschen geblieben . . . Fort ist die große Göttin, die Treue, gewichen von den Männern der weise Sinn, und die Chariten, o Freund, haben die Erde geräumt. Die Erde steht nicht mehr fest unter den Menschen, und die Götter werden nicht nach Gebühr verehrt. Das Geschlecht der Frommen ist ausgestorben, weder das göttliche Recht noch fromme Werke kennen die Menschen mehr." Und nun noch ein Zeugnis aus grauester Vergangenheit: Homer läßt den alten Nestor erzählen, was in seiner Jugend für Menschen gelebt und wie sie gewesen — aber heute, „wie sind die Menschen heute!"

Über die Jugendzeit Nestors selbst fehlt uns leider ein zeitgenössischer Bericht. Nach dem Vorausgegangenen aber dürfen wir annehmen, daß auch da wieder ein ehrwürdiger Greis kopfschüttelnd meinte, daß er als Jüngling schönere Zeiten erlebt habe, und das mag schon stimmen — schon deshalb, weil er eben noch ein Jüngling war. Und so kämen wir, weiter zurückschreitend, schließlich doch ins Paradies. Aber auch da mag Goethe schon recht haben, wenn er seine Leonore von Este zu Tasso sagen läßt: „Die goldene Zeit, sie war so wenig als sie ist." Doch vielleicht kommt sie. Der Glaube, daß sie in der Zukunft zu suchen sei, erscheint jedenfalls wertvoller, als das Klagen um das entschwundene Paradies. Diese „Laudatores temporis acti", diese Lobredner auf die Vergangenheit, sind doch nur geeignet, die Unzufriedenheit mit den gegebenen Verhältnissen wachzurufen. Gern denkt man da an den so oft wiederholten Ausruf des Ritters Ulrich von Hutten: „Es ist eine Lust, zu leben!" dieses freudige Bekenntnis zur Gegenwart, die nach Düsternis und Nacht als verheißungsvoller Anbruch einer schöneren Zukunft glänzend vor Augen liegt.

Ein neues Geschlecht.

Meine Väter sind Bauern, derbtrotziger Schlag,
ich bin ihre Lerche am frühen Tag.
Ich fliege und flattre ob ihrem Korn
und blase der Sehnsucht Himmelshorn.
Sie wissen's nicht, wie die Sehnsucht fliegt,
wie warternde Angst auf Knien liegt.
Sie schlafen die Nächte. Ich grüble in Pein:
will's noch nicht, noch nicht Morgen sein?
Sie gruben stille Jahrzehnt' um Jahrzehnt'
und wissen nicht, wie Hoffnung höhnt.
Gott gab den Tau, und jedes Jahr
Speise für seine Kinder war.
Kornblumen blauten und wilder Mohn
flackerte purpurn von seinem Thron.
Uns aber flackert die Sehnsucht ums Haupt,
die unerhörte Wunder glaubt,
die nach neuen Sonnen suchend geht,
die Tag für Tag auf den Bergen ste[illegible]
ragend mit ihrer Siegerstirn
über Aderhorste und Gletscherfirn:
die trägt die Saat in Ewigkeit
daher in ihrem weiten Kleid.
Die säen wir - die Jungen - aus.
Mache der Himmel die Ernte draus!

Gustav Schüler
(* 1868 — † 1938)

Richthofens Heldentod endgültig aufgeklärt.

Während des Krieges ist es nicht möglich gewesen, den Tod des bedeutendsten Kampffliegers des Weltkrieges, Manfreds von Richthofen, völlig aufzuklären. Der letzte Kommandeur des Jagdgeschwaders Frhr. von Richthofen, der damalige Oberleutnant Göring, jetzt Generalfeldmarschall und Oberbefehlshaber der Luftwaffe, hat nicht nachgelassen in dem Suchen nach dem wahren Grunde des tödlichen Absturzes. Er nahm mit zahlreichen englischen Kampffliegern Fühlung auf, die nach bester Überzeugung die Ansicht vertraten, daß Kaptain A. Roy Brown im Luftkampf den tödlichen Schuß abgegeben habe. Aber diese Feststellung war nach sorgfältiger weiterer Forschung nicht mehr aufrecht zu halten. Der Streit zwischen Luftsieg und Erdabwehr, der so oft im Kriege aufkam, mußte nach eingehenden Briefen aus England, Kanada, Australien erneut einer Prüfung unterzogen werden. Die streng wissenschaftliche Forschung hat nun nach zwei Jahrzehnten zugunsten der Erdabwehr entschieden. Rittmeister Freiherr von Richthofen fiel unbesiegt nach 80 erkämpften Luftsiegen.

Die endgültige, unanfechtbare Darstellung von Richthofens Heldentod ist in der soeben erscheinenden Neuauflage des Buches „Jagd in Flanderns Himmel" von General Bodenschatz jetzt zum erstenmal veröffentlicht. Das von Hermann Göring selbst eingeleitete Werk*) schildert die unsterblichen Taten des Jagdgeschwaders Freiherr von Richthofen auf Grund der Aufzeichnungen des ehemaligen Geschwaderadjutanten Oberleutnants Karl Bodenschatz, jetzigen Generalmajors und Chefs des Ministeramtes Hermann Göring; es zählt zu den bedeutsamsten und packendsten Weltkriegsbüchern. Mit Erlaubnis des Verlags Knorr & Hirth, München, bringen wir daraus die neuen Tatsachen zu Richthofens Tod.

In Verfolgung von zwei flüchtenden Gegnern flog Richthofen mit seinen MG.s feuernd in kaum 300 Meter Höhe über die Front. Dicht hinter der Front kam er in eine scharfe MG.-Erdabwehr, die, von zwei Kompagnien abgegeben, eine Geschoßsperre zwischen die Gegner legte und auf den Verfolger gerichtet war, der in sie hineinfliegen mußte. Die Gefahr erkennend, hing sich Richthofen in eine scharfe Kurve, um den Geschoßgarben auszuweichen.

Es war zu spät. Ein Schuß von der rechten Schulter ins Herz setzte dem Heldenleben ein Ende.

Diese Schilderung ist von einem Artilleriebeobachter der 10. Kompanie des Fußartillerie-Regiments 6, ist von Schützen der englischen 24. MG.-Kompanie, der Lewis-Batterie, von Kanonieren der australischen 108. Haubitz-Batterie (Royal Garrison Artillery), die am Wege Bray—Corbie stand, völlig unabhängig voneinander bestätigt worden. Andere Flieger waren während dieser Stunde nicht über diesem Teil des Kampfgebietes.

Einige Zeit nach dem Absturz Richthofens kam einer der geflüchteten kanadischen Flieger mit seinem Geschwaderkommandeur zur Absturzstelle. Sie bedankten sich für die Hilfe, die ihnen die Erdabwehr geleistet hätte, denn sie waren wehrlos durch Ladehemmungen ihrer MG.s gegen den Verfolger.

Das ist die geschichtliche Wahrheit, die von keiner Seite mehr angegriffen werden kann. Richthofen fiel kämpfend um einen Sieg, unbesiegt in seinem Element, in dem er so oft sein Leben für seine erdgebunden kämpfenden Kameraden eingesetzt hatte. Sie wurden Zeuger seines letzten Fluges in die Ewigkeit.

*) Verlag Knorr & Hirth, Abteilung Buchverlag, München, Sendlinger Straße 80.

Republik. Aus Burma nämlich kommt zum großen Teil der Reis, der nach Gdingen in die Reisschälerei geht, und wird in Rangoon verschifft. Burma deckt auch einen bedeutenden Teil des Weltbedarfs an Teakholz.

Mister Butler hatte liebenswürdig und umsichtig die Ankunft der deutschen Forschungsreisenden aus Polen vorbereitet. Er hatte alles getan, ihnen die Wege zu ebnen und die Türen zu öffnen. Sogar die englische Tageszeitung in Rangoon hatte er in Bewegung gesetzt. Ihr Vertreter erschien zur Begrüßung, machte Aufnahmen, interviewte und schrieb einen freundlichen Kommentar. Am nächsten Tage brachte „The Rangoon Gazette„ über den ganzen Kopf des Beiblattes hinweg die Lichtbilder und den Kommentar. So wurde die Ankunft der Gäste aus Polen in Rangoon zu einer Art gesellschaftlichem Ereignis. Aus den Häusern der hohen britischen Regierungsbeamten und Kaufleute und der vornehmen Burmesen erging an die Ankömmlinge eine große Zahl von Einladungen, die wegen des gedrängten Reiseprogramms allerdings gar nicht bewältigt werden konnten.

Schon am Tage nach der Ankunft, am 1. September, fand zu Ehren der Gäste ein offizieller, feierlicher Empfang statt, zu dem der Gouverneur, Sir Archibald Cochrane, einlud, ein Mann mit einem in der englischen Geschichte ebenfalls klangvollen Namen. Der Gouverneur ist der unmittelbare Vertreter und Statthalter Seiner Majestät des Königs von Großbritanniens und Irland und Kaisers von Indien. Höfischer Pomp begleitete den Empfang. Adjutanten und Regierungsbeamte verkürzten den wartenden Gästen die Zeit. Die Damen wurden taktvoll davon unterrichtet, eine wie hohe Respektsperson der Gouverneur sei und daß nach dem geltenden Zeremoniell auch sie sich von den Plätzen erheben müßten, wenn er eintrete. Es war höchst feierlich und würdevoll, als dann in festlichen Galauniformen der Gouverneur und sein diensttuender Adjutant in den Empfangssaal eintraten. Eine höfliche oder — wenn man im Hofberichtstil sprechen wollte — huldvolle Unterhaltung mit den fremden Gästen, ein Trinkspruch auf ihr Wohl und auf den Verlauf ihrer Expedition, und der Gouverneur rauschte mit seinem Adjutanten wieder hinaus, während sein Stab die Gäste weiter angenehm unterhielt.

*

Nach einigen Tagen, die mit liebenswürdigen Beweisen allgemeiner Gastfreundschaft angefüllt waren, wurde zum ersten Male auf dem Boden Burmas der wackere „Stutz" aufgezäumt. Ein britischer Polizist wurde den Reisenden als ständiger Betreuer mitgegeben. Alle Polizeistationen, die auf ihrem Wege lagen, waren vom Gouverneur angewiesen, zu einem festgesetzten Zeitpunkt nach Rangoon zu melden, ob die Reisenden wohlbehalten durchgekommen waren. Das war eine verblüffende Fürsorge, wie sie vorher noch nirgends angetroffen worden war. Sie war angenehm, wenn „Stutz" mit seinen Beinen durch eine Holzbrücke gerutscht war. Sie war fast peinlich, wenn die Expedition ab und zu aus Forscherdrang an einer Stelle länger blieb, als es ursprünglich geplant war. Dann ließ der Gouverneur die Gegend abstreifen, um die verloren Geglaubten zu ergreifen, tot oder lebendig. Die Gesuchten fühlten sich immer ein wenig beschämt, wenn sie, friedlich mit abgesatteltem „Stutz" grasend oder Vögel fangend, in so eifriger Weise „polizeilich ermittelt" wurden.

*

Der Zweck der Reise nach Burma war die zoogeographische Erforschung der Chin Hills und ihres höchsten Berges, des 3000 Meter hohen Mount Victoria. Die Durchforschung gerade dieses Berges stand im Vordergrund der Aufgabe. Seine Fauna schließt sich an den Himalaya an, ja er kann als dessen südlicher Ausläufer bezeichnet werden. In der Gipfelregion entdeckte Heinrich z. B. einen Fasan (Tragopan), der bisher nur vom Himalaya bekannt war, und daneben in neuen Rassen eine große Anzahl anderer Vögel der Himalayaregion, die bisher von Burma nicht bekannt waren, und auch einige völlig neue Vogelarten, die im Augenblick noch erst von den Museen genau bestimmt werden. Ebenso läßt eine überaus reiche Ausbeute an kleinen Säugetieren manches neue erwarten.

Die Ausbeute wird wahrscheinlich zum größeren Teil auf die beiden Zoologischen Museen in Warschau und in Berlin verteilt werden, die die ideelle Schirmherrschaft über die Expedition übernommen hatten. An großen Tieren hat der Berliner Zoologische Garten als Geschenk einen lebenden Kragenbär erhalten, den er bisher nicht besaß. Schon 1927 hatte Heinrich ihm einen persischen Panther geschenkt, der noch heute das wertvollste Stück des Berliner großen Raubtierhauses bildet. Wie selten er ist, ist daran zu erkennen, daß vorher nur ein einziger (englischer) Tierpark in der Welt einen persischen Panther besaß. Von der celebesischen Säugetierbeute hatte — ebenso wie der Posener Tiergarten — der Berliner Zoo außer einigen Affen auch Bärenkuskusse geschenkt erhalten, jene eigentümlichen Beuteltiere, die auf Bäumen wohnen und die den beiden Gärten gleichfalls fehlten. Einem dieser Kuskusse — er ist in der Gefangenschaft erblindet — hat Paul Eipper eine seiner schönsten Tiergeschichten „Der blinde Kuskus" gewidmet.

*

Im August 1938 sind die Forscher wieder von Rangoon mit einem deutschen Dampfer zurückgereist. Nach Rangoon hatten sie sich, krank an schwerem Tropenfieber, gleichfalls im Dampfer begeben. Aber wiederum durften sie nicht an Land. Es tobten gerade die blutigen Straßenkämpfe unter den religiös fanatisierten Einheimischen, die eine große Anzahl von Opfern forderten und von denen auch die Zeitungen berichtet haben. Nicht lange vorher hatten große Streiks die Ölfelder lahmgelegt, eine Hauptquelle des burmesischen Wohlstandes, und der Volkswirtschaft einen Schaden von vielen Millionen zugefügt.

Nun ist die wissenschaftliche Familienvereinigung wieder in Borówki und entwickelt die Pläne für die nächste Reise. Sie ist für 1940 in Aussicht genommen und soll abermals in den indo-australischen Raum führen.

H. M.